

Enlivenment. Eine Kultur des Lebens.

Fröhliche Wissenschaft 079

Andreas Weber

Enlivenment
Eine Kultur des Lebens

Versuch einer Poetik für das Anthropozän



Matthes & Seitz Berlin

*Love is everywhere distinguished from its false semblances
by the way in which one respects
the independent reality of what one loves.*
Raimond Gaita¹

*Only the mountain has lived long enough
to listen objectively to the howl of a wolf.*
Aldo Leopold²

Inhalt

Einleitung: Eine Poetik der Wirklichkeit	11
Kultur als Kontrolle	12
Techné oder Poiesis?	15
Freiheit als Gemeinschaftlichkeit	19
1. Die Ideologie des Toten	21
Jenseits der toten Materie	23
Aufklärung 2.o: »Enlivenment«	25
Was ist Leben und welche Rolle spielen wir darin?	30
Enlivenment ist mehr als Nachhaltigkeit	32
Enlivenment und Green New Deal	35
Wissenschaft mit dem Leben	38
Eine neue Beschreibung lebendiger Beziehungen	43
2. Bioliberalismus: die verborgene Superwissenschaft	45
Öko-Effizienz als soziale Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts	47
Die Einhegung der Seele	51
Durch Ineffizienz zu belebten Ökosystemen	54

3. Biopoetik als Modell lebendiger Beziehungen		7. Kultur als Imagination unserer Natürlichkeit	
Empirische Subjektivität	59	Kultur als Ökologie der Widersprüche	125
Naturgeschichte der Freiheit	60	Kultur als Anti-Utopia	126
Poetische Objektivität	63	Kultur als Daseinstapferkeit	129
	65	Kultur als wir selbst in den anderen	132
			136
4. Natürlicher Antikapitalismus	68	Anmerkungen	141
»Steinzeitökonomie«	70	Dank	153
Der Kreislauf der Gabe: Prinzipien wechselseitiger Produktivität	72		
Allmende als Wirklichkeitspraxis in der ersten Person	73		
Ökologische Selbstverwirklichung	80		
Freiheit durch Notwendigkeit	82		
5. Enlivenment als Allmendepraxis	88		
Austausch von Fülle	92		
Wohlstand durch Enlivenment: Das Modell des Buen Vivir	93		
»Barfuß-Ökonomie« als Enlivenment-Modell	97		
Matrix der menschlichen Bedürfnisse	98		
Urban Gardening	100		
Das Spiel des Lebens	101		
6. Poetische Objektivität	103		
Objektivität durch Berührbarkeit	105		
»Denken wie ein Berg«	108		
Empfindung als Forschungsinstrument	113		
Romantik 2.0	115		
Poetische Präzision	119		
Der »erweiterte Blick«	122		

Souveränität sucht, wird den anderen nicht willkommen heißen können. Die Lebendigkeit des Selbst ist nur möglich, indem es einem anderen »Du« seinen Platz einräumt, welchem wiederum daran gelegen ist, Leben zu geben und das Aderwerk gegenseitiger Abhängigkeit und gegenseitigen Schenkens zu speisen. In dieser Konstellation wird nicht das eigene Ego, und auch nicht das Du als Ort absoluter Normen und dem Über-Ich verhafteter Verbindlichkeiten, sondern die Verbindung selbst zum Zentrum gegenseitiger Transformation und gemeinsamer Imagination. Das gemeinsame Sein verwandelt sich in ein neugierig-liebevolles Erforschen dessen, was möglich ist. Dieser »erweiterte Blick« heißt, wahrhaft durch den Anderen zu denken, so wie Aldo Leopold empfahl, uns selbst als Welt durch den Berg hindurch wahrzunehmen, und so wie der Maler Cézanne ebenfalls durch einen Berg, die Montagne Sainte-Victoire, und durch die Imagination dieses Anderen in Farbe und Gestalt, also in Form einer Beziehung, die sich an den Betrachter erneut heranträgt, begriff, »die Natur ist innen«.

7. Kultur als Imagination unserer Natürlichkeit

Im Gedicht »Comme l'oiseau innumérable« (»Wie der Vogel ohne Zahl«) entfaltet der französisch-karibische Autor und politische Philosoph Edouard Glissant eine poetische Sicht, die »sich auf die Odyssee der Welt einstimmt ... es ist möglich, sich diesem vielgestaltigen Chaos zu nähern und durch die unvorhersehbaren Gelegenheiten zu wachsen, die es enthält ... zu pulsieren mit dem Puls der Welt.«⁸¹ Glissant tritt dafür ein, in kreativen Paradoxien zu denken, die ihren eigenen Widerpart einschließen. Dieses Denken findet seine Resonanz in der ökologischen Poetik, wie sie dieser Essay skizziert. Wir können die Paradoxien gelebter Existenz nur umgreifen, wenn wir uns gestatten, in einer verkörperten Weise, als physisches Bewusstsein, zu denken. Wenn wir uns gestatten zu fühlen.

Glissant nennt seine Philosophie ein »Denken des Bebens«. Das Beben ist Schrecken, zugleich aber einzige Sicherheit, weil allein die Risse, die es verursacht, Verbindung nach außen ermöglichen. Diese Haltung baut auf die imaginative Objektivität der Ausgesetztheit als Wahrnehmungsorgan. Das Den-

ken des Bebens ist *Enlivenment* in Aktion. Glissants Konzept setzt die schmerzhafteste Verbindung von Denken und Fühlen, Erfahrung und Politik, Lokalem und Globalem voraus, die jede Erfahrung von Verbundenheit kennzeichnet, ohne je in ihre Bestandteile auflösbar zu sein. Seine Poetik führt vor Augen, welche Kraft darin liegt, die Existenz von Gegensätzen willkommen zu heißen. Sie feiert den Reichtum einer Existenz, die sich über *Beziehungen* und nicht über *Identitäten* erfährt. Sie definiert nicht länger die eigene Rasse als Abgrenzung gegenüber anderen, Kultur im Gegensatz zu Ressourcen, Wissen im Gegensatz zum Fühlen, sondern solidarisiert sich einem Schicksal, das all das enthält – einer Biografie, die mit einem bestimmten Ort verbunden ist, der einen historisch gewachsenen Lebensort für spezifische Seinsarten darstellt, der aber nichtsdestoweniger universelle Resonanz entfaltet.

Wir dürfen die Gegensätze nicht bekämpfen oder einebnen. Sie bezeugen die Kreativität des stofflichen Daseins und sind der Wirkstoff für die individuelle Improvisation am uralten Material des Lebendigen.

Diese Improvisation nennen wir Kultur.

Kultur als Ökologie der Widersprüche

Glissants Poetik zeigt, wie unsere Naturgeschichte einer Abhängigen-Freiheit-in-Unvereinbarkeit in eine Wirklichkeitspoetik münden kann. Im Mittelpunkt steht dabei die Gewissheit, dass gelebte Rea-

lität, sei sie physiologisch, ökologisch, emotional, ökonomisch oder künstlerisch, paradox ist – aber erst darum Leben spendet.

Glissant verfiert eine »Poetik der Vielheit«. ⁸² Mit Bezug auf seinen afrikanisch-karibischen Hintergrund bezeichnet er die Suche nach produktiven Widersprüchen als »Kreolisierung des Denkens«. Und das heißt: Wir haben die Absolutheit des Ganzen und des Individuums gleichermaßen zu akzeptieren; wir müssen einsehen, dass Identitäten existenziell sind, aber im Augenblick durch wechselseitige Beziehungen hervorgebracht werden. Der »Kreolisierung des Denkens« entspricht somit untergründig eine »Ökologisierung des Denkens«. Insofern ist Glissants »Denken des Bebens« auch ein »Denken des Lebens«. Ökologie beschreibt ein auf sich bezogenes Ganzes, zusammengesetzt aus Individuen, deren Gedeihen sich ihrer Unvereinbarkeit verdankt. Individuen können sich vom Ganzen nur nähren, indem sie ihm gegenüber verletzlich, berührbar, ja letztlich essbar werden.

Es gehört zu den Verwandlungsprozessen ökologischer Systeme, dass sie von Katastrophe zu Katastrophe taumeln. Schon die Zelle ist in sich widersprüchlich. Ihre Existenz rührt aus dem Zusammenspiel zweier gegensätzlicher Kodierungsweisen in unserem Körper, der genetisch-binären und der somatisch-analogen. Nur weil sie *unvereinbar* sind und somit eine beständige Übersetzungsleistung erfordern, erzeugen diese beiden Kodierungssysteme gemeinsam Bedeutung und Kohärenz.

Kultur als Anti-Utopia

Gelebte Realität ist in sich widersprüchlich. Jede Kultur, die darauf abzielt, Realität zu verlebendigen, muss selbst widersprüchlich sein, also poetisch. Nichts anderes ist die Allmende der Natur, an der Wahrnehmung teilhat, wenn sie sich auf die Widersprüche des Poetischen einlässt. Die Weide in einer abgelegenen Hochlage stellt eine ökonomische und ökologische Paradoxie dar, denn nur das zeitweise Verbot ihrer Nutzung kann die Ressource für die Zukunft bewahren. Andererseits benötigt sie Weidengänger, die das überwachsene Gras regelmäßig vernichten, damit die Wiese sie selbst bleibt und nicht zu Wald wird. Ein Gedicht benötigt die »gesegnete Wunde« des Missverständnisses (Derrida), um die eigene Verwandlung in der Imagination zu ermöglichen.

In dieser Sichtweise scheinen die innere Ökologie der Zelle und die soziale Ökologie des Menschen lediglich verschiedene Ebenen in einem kontinuierlichen Zusammenspiel von Freiheit und Notwendigkeit. Die lebende Welt, so meint Glissant, ist widersprüchlich, weil sie eine Welt sei, »in der alle Menschen und Tiere und Landschaften und Kulturen und alle Spiritualität sich gegenseitig erhellen. Aber Erhellen meint nicht Verwässern.«⁸³ Die von diesen kreativen Widersprüchen ausgehende Welt-sicht könnte man – kontrastierend zu der vorherrschenden Sichtweise des »Bioliberalismus« – »Bio-poetik« nennen.⁸⁴

Der Tod ist ein Aspekt des Lebens. Jeder Organismus ringt mit den Kräften der toten Materie, die ihn hinabziehen. Der Tod ist integraler Bestandteil lebendiger Existenz, ja, ihre Voraussetzung und ihr intimstes Spiegelbild. Erst wenn wir Nichtsein, Scheitern und Endlichkeit nicht nur akzeptieren, sondern als schöpferisches Geheimnis der Wirklichkeit begrüßen, wird die Kreativität möglich, die Wachstum und Neuheit hervorbringt, weil sie sich nicht länger der Illusion hingibt, irgendwo sei noch alles ins Reine bringen.

Rilkes Gedicht *Schlussstück* veranschaulicht die für das Leben unverzichtbare Verflechtung von Sein und Nicht-Sein:

»Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns
mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.«⁸⁵

Eine Kultur der Lebendigkeit kann sich nicht aus utopischem Denken speisen, das die Wirklichkeit zu verbessern sucht. Auch nicht aus der Hoffnung auf eine »Evolution« von bis dato unerhörten menschlichen Fähigkeiten der Friedfertigkeit und Liebe, die unsere globalen Probleme auf wundersame Weise

lösen sollen. Die Würde besteht darin, mit Bordmitteln zu arbeiten. Mehr steht uns nicht zur Verfügung. Aber es ist genug.

Lebensprozesse sind unvollkommene Schöpfung, weil Schöpfung nicht anders als mangelhaft sein kann. Jedes Streben nicht nach Verbindung, sondern nach Perfektion steht außerhalb von Schöpfung. Es ist der Versuch einer Kontrolle des Lebendigen, der unvermeidlich Tod produziert. Das wahrhaft Utopische, das uns in dieser Situation bleibt, muss nicht erst erkämpft werden, weil es uns jederzeit als die richtige Haltung zur Verfügung steht. Es ist die Imagination des Neuen aus den Zwängen des Faktischen, der »Jubel des Möglichen« in der gelebten Notwendigkeit jedes Augenblicks. Es ist die Transparenz der Lebendigkeit in der Opazität des Lebens, niemals in Faktizität einlösbar, aber stets vorhanden.

So gesehen ist das Leben stets »komplettes Desaster«, wie es die Philosophin Natalie Knapp formuliert. Wer sich darüber hinwegtäuscht, kehrt immer etwas unter den Teppich.⁸⁶ Der Achtsamkeits-Vordenker Jon Kabat-Zinn empfiehlt »full catastrophe living«, die »ganze Katastrophe zu leben«, um der Lebendigkeit Genüge zu tun.⁸⁷ Kein Konzept, keine Philosophie oder Ideologie wird diese Situation ändern, denn die prekäre und desaströse Natur aller Organisation entstammt der Tatsache, dass in der lebenden Welt jeder Prozess ein Brückenbau zwischen zwei miteinander unvereinbaren, aber wechselseitig übersetzbaren Reichen darstellt. Der Tod baut mit, aber ohne ihn wäre kein Leben.

Beunruhigend an dieser Einsicht ist, dass wir Unbestimmtheit systematisch in unsere Wahrheitssuche einbeziehen müssen. Sie muss unser Wahrnehmungsorgan werden. Lebendigkeit muss Unbestimmtheit und »emotionales Desaster« suchen, will sie Freude des Lebens finden. Eine Kultur des Lebens ist von daher durch und durch anti-utopisch. Sie ist illusionslos, was die unzähligen Varianten metaphysischer »success-stories« (Hans Jonas) und seelischer Befriedigungs- und Befriedigungsmodelle angeht. Anti-utopisch heißt jedoch nicht dystopisch. Es meint nicht, das Streben nach lebendiger Wirklichkeit aufzugeben. Es heißt nur, dass diese Suche naturgemäß endlos ist. Etwas Ähnliches hat Vaclav Havel gemeint, als er als Dissident und Samisdat-Autor in der sozialistischen Tschechoslowakei notierte: »Hoffnung ist eben nicht Optimismus, ist nicht Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat – ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht.«⁸⁸ Das Streben nach *Enlivenment* ist nur möglich, wenn wir uns bewusst sind, dass wir niemals einen »Sieg« über unvollkommene, aber verbesserbare Bedingungen erringen werden.

Als Zivilisation sollten wir aufhören, Siegen nachzujagen, und uns stattdessen der Würdigung des fragilen Augenblicks hingeben, so wie es ein junger Hund tut, eine den Zielen ihrer Existenz folgende Erdbiene. Wir sollten uns dem Glück und der Trauer im unvollkommenen Hier und Jetzt widmen. Das hieße damit zu beginnen, uns selbst zu akzeptieren und zu kennen, und bereits darin, im Gewähr-

werden der eigenen fühlenden Wildheit, der aller anderen Raum zu geben. So empfiehlt es Gary Snyder: »Die Grizzlies oder Wale oder Rhesusaffen oder *Rattus* würden es unendlich bevorzugen, wenn Menschen (und insbesondere Euro-Amerikaner) sich gründlich selbst kennenlernen würden, bevor sie mit der Bären- oder Walforschung beginnen.«

Kultur als Daseinstapferkeit

Dieses Sich-selbst-Kennenlernen ist die Aufgabe einer Kultur des Lebens. Einer Kultur des Lebens ist daran gelegen, aus der Einsicht in die schöpferischen Prinzipien der Lebendigkeit diese für uns selbst zu erschaffen. Damit das möglich ist, brauchen wir so etwas wie Daseinstapferkeit: Wir müssen ertragen, der Begrenztheit und dem Tod ins Auge zu blicken und das Notwendige zu tun, so wie es eine Wassermuschel tut, die noch im kältesten Winter am Grunde des Bergbaches nach ihrer Nahrung sucht, weil es nicht anders möglich ist.

Daseinstapferkeit heißt »unlearning brainhood«, heißt sich dem Umstand zu stellen, dass wir lebendig und damit sterblich sind, dass wir Bedürfnisse haben, die sich in poetischen Konstellationen und emotionaler Eindringlichkeit äußern und die sich nicht kontrollieren lassen, nur unterdrücken, weil sie die Wahrheit sagen. Eine neue Kultur muss diese Wahrheit suchen und aussprechen. Um das möglich zu machen, imaginiert sie unsere eigene Natürlich-

keit im Medium des Menschen, das zugleich immer auch das Medium des Anderen ist.

In einer solchen Sicht ist Kultur also nicht mehr das, was uns grundlegend von den Anderen unterscheidet. Ihr Ziel ist vielmehr, uns zu dem zu machen, was wir sind, indem wir es immer zu sein begehren: Selbstsein-durch-Verbundenheit. Es ist ein grundlegender Irrtum, Kultur für etwas zu halten, was uns Menschen von anderen Wesen abhebt. Wahlweise nach Temperament feiern oder beklagen wir dann, dass dieses Unterschiedliche nun die Geschicke des Planeten bestimmt und daraus ganz nach Gelingen einen stark gepflegten Garten oder das düstere Szenario eines Mad Max machen wird oder vermutlich sogar, gemäß Einkommen und Wohnlage wählbar, beides. Kultur ist für viele, die heute das Ende des Dualismus begrüßen und die Versöhnung von Mensch und Schöpfung im Namen des Gemachten zelebrieren, immer noch menschen-spezifische Schöpfung.

Eine Kultur aber, die sich nicht auf das innere Gefüge der Lebendigkeit einlässt und auf deren Prinzipien, die der Wirklichkeit entspringen, muss diese zerstören. Es ist nämlich die Lebendigkeit, welche die grundlegende Spannung zwischen selbstbehaupteter Autonomie und sehnsuchtsvollem Aufgehen aufspannt, die Kultur immer vermittelt. Kultur kann sich höchstens entscheiden, diese Vermittlung mehr oder weniger toxisch vorzunehmen. Im Augenblick, in einer Welt, die das Lebendige als Problem identifiziert und aus dieser Zuschreibung sich anmaßt

»Lösungen« für ein »besseres Leben« zu entwickeln, sind wir alle ziemlich therapiebedürftig.

Wir können das Anthropozän als Chance nutzen, die Verflechtung des Menschen mit Lebewesen und biochemischen Zyklen ernst zu nehmen. Das gelingt, wenn wir diese Verflechtung in einer Poetik der verkörperten Bezogenheiten denken. Wenn wir als beständige Erfahrung in unseren Körpern erleben, dass die schöpferischen Kräfte der Wirklichkeit nicht in die dualen Sphären von »Mensch« versus »Natur« auftrennbar sind, sondern nur verwoben miteinander den Regeln schöpferischer Lebendigkeit gehorchen können. Das bedeutet einerseits anzuerkennen, dass der Mensch heute *de facto* die Erde begärt, umgräbt und nivelliert – dass aber andererseits die telurischen Kräfte, die nicht unserer Ratio folgende Selbstorganisation und der Sehnsuchtsdrang komplexer Systeme, sich in Lebendigkeit zu erfahren, irreduzible Bestandteile auch des Menschen sind.

Kultur muss die Sehnsucht des Lebendigen so imaginieren, dass sie die Biosphäre nicht zerstört, sondern steigert. Kultur hat nichts anderes zu ermöglichen, als dass Leben sei. Sie hat dies in der Imaginationssphäre des Humanen zu tun, nicht in jener der Anchovis oder der Monarchfalter. Diese inszenieren ihre Lebendigkeit, ohne darüber nachzudenken, als sinnlich erfahrbare, sehnsuchtsvoll expressive Strudel in einer Kaskade von Verwandlungsprozessen. Von uns aber wird eine explizite Entscheidung darüber, wie wir an diesen Transformationen teilnehmen, verlangt.

Kultur ist für uns notwendig, weil wir als einzige Wesen ökologische Einbindung nicht nur leben, sondern auch sehen und gestalten. Weil wir sie sehen, müssen wir sie gestalten. Dieses Sehen aber darf nicht zu unserer Blindheit werden. Es erhebt uns nicht über die Prinzipien der Lebendigkeit, sondern kann sie nur intensivieren. Weil wir die poetische Spezies sind, können wir nicht anders, als unsere Verbindung mit den Anderen entwerfen, imaginieren und als kulturellen Prozess wirksam machen, was nicht weniger heißen kann, als beständig lebensspendend tätig zu sein. Kultur ist die Aufgabe, die Bedingungen der Natürlichkeit imaginativ nachzuvollziehen. Auch sie muss, wie die Nahrungssuche der Wasseramsel an einem kalten Morgen im Gebirge, Freiheit aus der Einsicht in die Notwendigkeit eröffnen.

Diese Haltung hat nichts Deterministisches, weil die Natürlichkeit, die ich meine, nicht determiniert, sondern in einen Freiheitsprozess hineinzieht. Das Schöpferische ist Zentrum dieser Wirklichkeit. Das Schöpferische aber ist das Lebendige, und die Erfahrung des Lebendigen ist nichts anderes als schöpferisches Handeln, erlebt von der Innenseite, als dessen Subjekt in Struktur und Gefühl. Unsere Kultur kann nichts anderes sein als eine schöpferische Interpretation der Natur und der sie hervorbringenden, nicht zu unterdrückenden Allmende gegenseitiger Verwandlung.

Kultur ist damit die Interpretation unserer eigenen Lebendigkeit im Medium des Humanen. Sie bedeutet schöpferische Imagination dessen, was wirklich

ist. Subjektivität, Kooperation, Aushandeln und unvereinbare Fremdheit sind nicht die Muster, die wir über die Welt legen, um sie kulturell zu formen. Es sind Muster, die bereits Natur ausmachen. Sie verbürgen Wahrnehmung als ko-kreative Allmende aus existenziell um sich besorgtem Subjekt und Umgebung, durch die beide sich wechselseitig ernähren und verwandeln.

In dieser Hinsicht ist Kultur, das Vermittelnde, der kreative Austausch, unsere Natur – aber sie ist nicht der Natur da draußen entgegengesetzt, sondern eine ihrer Spielarten. Darum kann diese Kultur nicht Kontrolle und Engineering der Natur sein. Sie kann sich nicht aus den Prinzipien schöpferischer Imagination befreien, ohne diese zu zerstören. Aber sie kann sehr wohl zu einer Kultur unserer Lebendigkeit werden, die in schöpferischer Freiheit das für fortgesetzte gegenseitige Verwandlung Notwendige gemeinschaftlich immer wieder neu erzeugt.

Der Mensch ist die Art und Weise, wie sich die Erde denkt, wenn sie von der Unbeschränktheit träumen darf. Kultur heißt, dass Erde die Art und Weise sein muss, wie der Mensch die Unbeschränktheit träumt.

Kultur als wir selbst in den anderen

Das Paradox der Kultur lautet: Um vollständig Mensch zu werden, benötigen wir die Beziehung zu dem, was ausdrücklich nichtmenschlich ist: das

wechselseitige Verbundensein mit anderen Lebewesen. Um Mensch zu sein, müssen wir Tier werden, Stein, Wasser, ja, Welt. Das Tröstliche besteht darin, dass wir all das schon sind. Wir müssen uns nur darauf einlassen.

In die Republik ungezählter Arten und existenzieller Beziehungsprozesse sind alle Widersprüche ohne Verflachung eingebettet. In der Erfahrung von Schönheit, die der Kontakt mit der Natur bei Menschen auslöst, können wir die ausbalancierte Existenz all dieser sich widersprechenden und doch bedingenden Tatsachen erfassen: Dass das Leben eine Gabe ist und eine Bürde; dass wir, um frei zu sein, gehorchen müssen; dass der Tod unvermeidbar ist und das Glück stets geschenkt. All das steht nirgends niedergeschrieben, geschieht aber durch die unbewusste Weisheit gemeinschaftlichen Teilens unter Myriaden fühlender Körper, Pflanzen und Organismen.

Pflanzen und Tiere sind darin keine abstrakten Modelle für Beziehungen. Sie sind die Beziehungen selbst im Moment ihres Geschehens. Im Augenblick, in dem sie sich ereignen, transzendieren sie ihre Paradoxien. Sie sind wie alle Lebewesen opak und zugleich für Berührungen empfänglich. Im Zentrum ihres Seins haust etwas, das zugänglich und doch absolut unergründlich ist. Es ist nicht fremdartig, aber grenzenlos. Das hatte Goethe im Sinn, als er vom »Urphänomen« sprach: Ein Muster des Lebens, das undurchdringlich ist und doch zugleich seine eigene Erklärung – aber nur als Phänomen, nicht als Erklärung oder Algorithmus.

Die Natur mit ihren prinzipiellen Widersprüchen, die zu bedeutungsträchtigen Erfahrungen verhelfen, wohnt auch in unserem »Inneren«. Wollen wir die symbolische und empirische Seite unseres Seins erleben und in unsere Persönlichkeit integrieren, sind wir von der Gegenwart der Natur – von Wäldern, Flüssen, Ozeanen, Wiesen, Wüsten, wilden Tieren abhängig. Nur das Andere – eine andere lebende Gegenwart – kann dem Selbst Leben spenden. Die Natur agiert wie ein Zwilling, der unser symbolisches Selbst animiert. Gedankliche Nahrung und geistige Konzepte gewinnen wir aus der natürlichen Welt. Pflanzen und Tiere verwandeln wir entsprechend ihren echten oder vermuteten Qualitäten in geistige Symbole. Die Schlange, die Rose und der Baum sind Beispiele, die zu unserer Identität als Menschen sprechen. Deshalb tauchen sie in der Kunst, in Mythen und anderen kulturellen Formen so häufig auf.

Dieser Prozess verläuft ebenso in umgekehrter Richtung. Die Natur verkörpert, was wir sind. Sie ist unseren Emotionen und unseren geistigen Konzepten ein lebendes – und belebendes – Gegenüber. Wenn wir von anderem Leben wahrgenommen und reflektiert werden, sind wir in der Lage, uns selbst zu verstehen. Nur in den Augen eines anderen Wesens können wir selbst ein lebendes Wesen werden. Wir brauchen den Blick des völlig Unbekannten. Dass wir auf diese Weise zu unserer Identität gelangen, ist eine der kulturellen Konstanten der Menschheit; sie reicht vom Gebrauch von Tiersymbolen bei autochthonen

Völkern (z. B. in den Felsmalereien) bis zur Verwendung von Naturmetaphern in der zeitgenössischen Poesie.

Solche Imagination, die das Selbst immer durch die Begegnung mit dem anderen Selbst verwandelt, setzt Gefühlsebenen unserer Identität frei, die uns sonst verschlossen blieben. Wir bedürfen der Auseinandersetzung mit einem »lebenden Inneren«, das vor uns steht und sich selbst als fragiler, sterblicher Körper erweist. Wir brauchen andere Organismen, denn sie sind in einem sehr realen Sinn, was wir selbst sind (biologisch wie psychisch), und gewähren uns so Zugang zu jenen verborgenen Teilen unserer selbst, die wir nicht sehen können – sind wir doch außerstande, uns zu beobachten, während wir beobachten. So gesehen sind andere Lebewesen der blinde Fleck unseres Selbstverständnisses. Nur durch ihn vermögen wir zu sehen.

In Gegenwart wilder Natur, ob sie uns nun taxonomisch nahesteht wie ein Menschenaffe oder scheinbar unendlich fern wie eine Kaulquappe, befinden wir uns innerhalb einer zwar sprachlosen, aber desto eloquenten Schöpfung. Blickt uns ein Tier an, so ist seinem Blick eine Kombination aus intimster Nähe und größter Ferne eingewoben. Man kann sich keinen Blick vorstellen, der mehr Lebendigkeit in sich trägt. Die Eindeutigkeit unserer empirischen Kategorien ist nur möglich, weil in der wilden Natur, der *natura naturans*, diese Form verkörperter und deshalb objektiver Subjektivität unsere Wahrnehmung teilt.

Platon war der Meinung, es gebe für jeden Begriff, wie abstrakt er auch sei, ein *Eidos*, einen Archetyp im Reich der Ideen. Platon hat sich getäuscht. Das Reich der Ideen ist nicht in einer jenseitigen Welt verborgen. Es ereignet sich im Hier und Jetzt, in den Körpern der Tiere und Pflanzen, im Summen der Bienen und in der Silhouette des in den Lüften kreisenden Raben.

Anmerkungen

- ¹ Überall unterscheidet sich Liebe von ihrem falschen Schein durch die Art, wie der Liebende die unabhängige Wirklichkeit des Geliebten respektiert. Raimond Gaita: *The Philosopher's Dog*, London: Routledge, 2004, Übersetzung von mir, A. W.
- ² Nur der Berg hat lang genug gelebt, um dem Heulen eines Wolfes auf objektive Weise lauschen zu können. Aldo Leopold, »Marshland Elegy«, in: *A Sand County Almanac*, Madison: University of Wisconsin Press, 1944, S. 129, Übersetzung von mir, A. W.
- ³ Akeel Bilgrami u. a.: »Das Anthropozän-Projekt. Eine Eröffnung«, Programmheft, Haus der Kulturen der Welt, Berlin, 10.–13. Januar 2013.
- ⁴ Zitiert nach Tom Butler: »Lives not our own.«, in: George Wuerthner, Eileen Crist, Tom Butler, (Hg.): *Keeping the Wild. Against the Domestication of the Earth*, Washington et al.: Island Press, 2014, S. viii, Übers. v. mir, A. W.
- ⁵ Édouard Glissant: *Philosophie de la relation. Poésie en étendue*, Paris: Gallimard, 2009.
- ⁶ Dank an Heike Löschmann von der *Heinrich-Böll-Stiftung*, Berlin, die diesen Begriff mit dem ihr eigenen Talent, gravierende Themen mit Leichtigkeit anzugehen, anlässlich eines informellen Gesprächs am 15. November 2012, an dem der Autor teilnahm, prägte.
- ⁷ Zu den Folgen des Angriffs der »rationalen Ökonomie« auf das Lebendige s. Karl Polanyi: *The Great Transfor-*